Ein Verbrechen.

Sensationsroman von Reginald Barnet.

(11. Fortsetzung.)

„Ich habe mir immer gedacht," sagte er, daß Saint Alban der Mann war. Aber was veranlaßte ihn, Sie und Ihre Frau gegen mich zu hetzen? Ich habe ihm niemals Böses gethan."

„Können Sie das nicht errathen?" sagte der Sträfling. „Ich bin gleich darauf verfallen, als er zu mir kam und sagte: Jakob, es ist ein Vermögen zu gewinnen, und Du mußt mir dazu verhelfen."

„Ich habe einen Verdacht," erwiderte Power, „aber ich möchte die Wahrheit von Ihnen selbst hören."

„Nun, es handelte sich um seinen Freund, den reichen Menschen, mit dem er so eng befreundet war, und dessen Wittwe er später heirathete."

„Sie meinen Mister Gallo?"

„Richtig! Aber Sie waren im Wege und ich und meine Frau sollten Sie beseitigen.

„Ich war im Wege?"

„Ja, es ist eine schändliche Geschichte!" flüsterte der Sträfling, „der Reiche starb sehr plötzlich, nachdem Sie fort waren."

„Woran starb er? Haben Sie gehört, wie man seine Krankheit genannt hat?" fragte Robert, in kalten Schweiß ausbrechend, bei dieser Bestätigung seines schwärzesten Verdachtes.

„Unterleibsentzündung nannte man es. Es befiel ihn eines Tages plötzlich; am nächsten Tage war er todt."

„Richtig, das war das Arsenik," murmelte Robert vor sich hin. „Was für ein Dummkopf war ich doch, daß ich nicht gleich von Anfang an daran dachte. Wer hat ihn behandelt, als er krank war?" fragte er.

„Der alte Arzt — derselbe, bei dem Sie gewesen waren."

„Doctor Merritt. Und hatte dieser keinen Verdacht?"

„Nicht im Geringsten, er fand Alles in Ordnung. Der Todtenschein wurde ausgestellt, die Beerdigung fand statt, Alles in Ordnung, wie ein Uhrwerk! Aber ich kannte Charley, und erinnerte mich daran, was er von uns verlangt hatte. Ich wußte Alles besser!"

Robert Power hörte mit klopfendem Herzen zu und verfiel in Nachdenken. Alles war so klar, wie der Tag; hundert kleine Einzelnheiten, welchen er kein Gewicht beigelegt hatte, fielen ihm jetzt wieder ein. Saint Albans häufige Besuche in Mr. Gallos Haus, seine heuchlerische Freundschaft für denselben, während er im Geheimen jenen verhängnißvollen Einfluß auf die Frau gewann, die sich von diesem Anbeter mit der sanften Stimme, der glatten Zunge und dem hübschen, dunklen Gesicht bethören ließ, die lügnerische Sorgfalt, mit welcher er in Gegenwart von Fremden seine Pläne zu verhüllen wußte, indem er hingebende Freundschaft für den Mann zeigte und sich der Frau gegenüber auf die gewöhnlichste Höflichkeit beschränkte.

Und hatte Robert Power nicht schon eine genügende Erklärung für jene That, auf welche Stanley hinwies? Mr. Gallo war plötzlich an Unterleibsentzündung gestorben. Die Symptome waren die einer Arsenikvergiftung, und gerade über die Wirkung des Arseniks hatte Saint Alban sich mehrfach bei Power erkundigt. Mr. Gallo war ein kräftiger Mann, er litt an der Gicht, aber im Uebrigen waren seine Gesundheit und seine Körperbeschaffenheit tadellos; er gehörte nicht zu den Personen, von denen man hätte glauben können, daß sie in wenigen Stunden sterben.

Robert hatte als Gallo's Hausarzt keine Besorgniß für ihn gehabt und gethan, was für sein besonderes Uebel nöthig war, ohne für seine allgemeine Gesundheit Befürchtungen zu hegen. Einem Arzt, der keinen Verdacht hegte, konnte es wohl entgehen, daß bei dem Tode Arsenik eine Rolle gespielt hatte. Es war nur natürlich, daß der Abenteurer bei Ausführung seiner Pläne die Anwesenheit Roberts in Manchester fürchten mußte und ihn zu entfernen wünschte. Robert, als Mr. Gallos Hausarzt, hätte leicht argwöhnisch werden können, Doctor Merritt dagegen kannte Mr. Gallo sehr wenig und konnte ohne Schwierigkeit getäuscht werden. Der schlau angelegte Plan, welcher die Laufbahn des jungen Arztes vernichtete, war jetzt vollkommen klar zu durchschauen. „Welch' gewissenloser Schurke!" dachte Robert.

Aber er hatte noch andere Fragen zu stellen.

„Wie trafen Sie mit diesem Saint Alban zusammen?" fragte er.

„Es war in Manchester, am weißen Montag," antwortete der Zigeuner, „eine Bande der Unsrigen war zu einem Wettrennen gekommen, um zu sehen, ob wir nicht bei dieser Gelegenheit etwas erwischen könnten. Ich ging umher und sah nach den Schaubuden, als ein vornehmer Herr vorbeiging und mich scharf ansah. Dann flüsterte er mir leise zu: „Kosch Tobak." Das sind Worte aus der Zigeunersprache, und andere folgten nach. Ich wußte sogleich, daß er einer von den Unsrigen war. Nun, wir kamen ins Gespräch, und ich fand, daß er zu unserm Stamm gehörte, und daß sein Vater der alte Horser war, welcher vor dreißig Jahren an den Pocken gestorben ist. Jetzt erinnerte ich mich des Herrn wieder, denn es fand sich, daß wir als Kinder mit einander gespielt hatten."

Die Erinnerungen schienen den Sträfling so aufzuregen, daß er große Schwierigkeit hatte, sich des Gebrauchs seiner Nationalsprache zu enthalten.

„Darauf," fuhr er fort, „sprachen wir lange Zeit, ich erzählte ihm, wie schlecht es mir gehe, wie ich krank geworden sei und mit der Polizei Unglück habe. Er schien aber in glücklichen Umständen zu sein, gab mir auch etwas Geld und versprach, mich wieder zu treffen."

„Er hielt natürlich sein Versprechen?" fragte Robert.

„Gewiß!" erwiderte Stanley. „Ich glaube nicht, daß er damals in Bezug auf mich böse Pläne im Kopf hatte. Was er für mich that, that er aus freiem Willen. Er wußte eine Stelle als Portier und fragte mich, ob ich dieselbe übernehmen wolle. Ich war im Gefängniß gewesen und noch schwach von meiner Krankheit, deshalb griff ich zu. Ich kam nach Manchester, bald darauf lernte ich Beß kennen, heirathete sie, und den Rest wissen Sie."

Robert zweifelte nicht daran, daß Stanleys Aussagen der Wahrheit entsprächen. Stanley schien der Meinung zu sein, daß Saint Alban, als er ihn unter seinem Schutz nahm, zunächst aus Mitleid und Gutmüthigkeit gehandelt habe. Das mochte so sein. Robert wußte bereits, daß auch der Schlechteste gelegentlich eines guten Antriebes fähig ist. Vielleicht hatte Saint Alban Mitleid für seinen früheren Spielkameraden gefühlt und da er im Stande war, ihm mit einigen Worten zu helfen, hatte er dies gethan. Dennoch war es klar, daß er es späterhin verstanden hatte, den Zigeuner für sich nutzbar zu machen und für seine Wohlthaten sich mit Zinsen bezahlt zu machen.

„Wie kam es, daß Sie wieder in Schwierigkeiten geriethen?" fragte er nach einer Weile.

„Das kam von dem üppigen Leben," erwiderte Stanley finster. „Er bezahlte nicht schlecht für unsere Dienste, aber ich wurde dadurch von der Arbeit abgezogen, die alten Gefühle erwachten wieder, ich traf mit meinen früheren Genossen zusammen, verlor meine Stellung wegen Vernachlässigung meiner Pflichten, und da ich wünschte, daß Beß wie eine feine Dame aussehen sollte, fiel ich der Polizei in die Hände und wurde hierher gesandt. Ich war es nicht, der den Waldhüter erschossen hat, aber ich war mit dabei, und das war genug. Als ich in's Gefängniß kam, versprach Charley, daß er für Beß sorgen werde, und er hat sein Wort nicht gehalten."

„Aber ich werde das meinige halten," erwiderte Robert. „Wenn Sie mir gegenüber thun, was Recht ist, dann soll Ihre Frau nicht Mangel leiden."

„Ich werde es thun," sagte der Sträfling, „Beß hat einen Brief von ihm, und ich sagte ihr, sie solle ihn sorgfältig aufbewahren, denn es ist ein Beweis, daß er die Hand in der Sache gehabt hat. Aber Sie werden einen feierlichen Eid leisten, daß ihr nichts geschehen soll, wenn sie das eingesteht? Sie war immer dagegen, aber ich zwang sie dazu; das arme Ding hätte Alles gethan, aus Liebe zu mir."

„Darauf habe ich mein Wort gegeben, und Sie können mir glauben. Aber jetzt ist es spät, und ich muß gehen. Wollen Sie morgen diese Geschichte, die Sie mir erzählt haben, in Gegenwart des Gefängnißdirectors wiederholen?"

„Des Gefängnißdirectors?" rief Stanley entsetzt.

„Ja, ja, Sie müssen ihm Ihre Angabe machen, das ist nothwendig."

„Ich glaube nicht, daß ich mich dazu entschließen könnte," murmelte der Sträfling.

Robert zuckte mit den Achseln.

„Ich sehe, ich habe mich in Ihnen geirrt," sagte er. „Nun, es ist gut, dann schweigen Sie, wie bisher. Aber mit unserm Handel ist es aus, erinnern Sie sich daran."

Der Zigeuner drückte den Brief, den er von seiner Frau erhalten hatte, an die Brust und stöhnte.

„Könnte denn nicht sie das Alles machen? Ich werde ihr eine Botschaft senden, welche sie veranlassen wird, die reine Wahrheit auszusagen."

Robert schüttelte den Kopf.

„Das genügt nicht," erwiderte er fest. „Die Sache muß erst von Ihnen ausgehen; Ihre Frau kann Ihre Angaben nachher unterstützen und ihre Beweise anbringen, aber Sie müssen zuerst sprechen."

„Ich glaube nicht, daß ich dazu im Stande bin," sagte Stanley zaghaft.

„Es soll Ihnen nichts geschehen," sagte Robert. „Ich verspreche Ihnen, daß Sie keine Unannehmlichkeiten haben werden. Diesem Schurken sind Sie nichts schuldig, er hat Sie ebenso betrogen, wie er Andere betrog. Aber Sie müssen ja oder nein sagen, ich habe keine Zeit mehr, also überlegen Sie sich die Sache sorgfältig."

Der Gedanke an den Verrath an seinem unglücklichen Weibe brachte Stanley zum Entschluß.

„Gut, es soll morgen geschehen," sagte er, „Beß soll sich nicht zu Tode arbeiten oder verhungern! Sie werden Ihr Wort halten, nicht wahr? Lassen Sie mich Ihr Gesicht sehen, dort beim Licht — ja, ich glaube, ich kann Ihnen trauen! Wenn meine Aussage Ihnen nützen kann, so werde ich sie machen."

Die Stille und Ruhe der Nacht senkte sich bald nachher auf das düstere Gefängniß herab, doch keiner war so ruheles in dieser Nacht, als der Gefängnißwärter Robert Power, in dessen Träume sich die schönsten Zukunftsbilder mischten, während der Sträfling No. 37,542 stöhnend den Brief seiner Frau an sich drückte.

30.

Sir John Hunter. Herr Duvivier und der Detectiv Tom Brusel gelangten ohne Aufenthalt oder Abenteuer von London nach Fallestone, nach Boulogne und nach Paris. Dort blieben sie über Nacht, weil es zu spät war, um an demselben Tage nach Tours weiter zu reisen, und außerdem, weil die Reisenden Erholung nöthig hatten.

Früh am Morgen waren sie jedoch wieder auf, und nach wenigen Stunden führte sie der Zug dem fernen Tours zu, das in einem lachenden, prächtigen Thale liegt, durch seine alte, gothische Kathedrale, seine großen Seidenfabriken, seinen schönen Fluß und durch noch viele andere Dinge berühmt ist, die mit dieser Geschichte nichts zu thun haben.

Das Erste, was Monsieur Duvivier in Gesellschaft seiner Begleiter that, war, daß er sich nach dem Rathhaus begab, um dort Erkundigungen einzuziehen. Er brauchte sich nur der Stadtbehörde vorzustellen, um mit großer Höflichkeit empfangen zu werden.

Bertin, der Vater der hübschen, jungen Frau, welche Duvivier als Madame Courtin gekannt und welche so rührend für ihren Mann gebeten hatte, war vor Kurzem gestorben. Dies wußte Duvivier, denn Bertin war ein Geschäftsfreund von Duvivier gewesen, und sein Tod war ihm nach Rouen gemeldet worden.

Auf dem Rathhause wurde zunächst festgestellt, daß das Geschäft des verstorbenen Bertin jetzt den Namen Ferron trug. Ein Herr Ferron hatte die ältere der beiden Töchter Bertin's geheirathet, und da keine Söhne vorhanden waren, wurde er der Nachfolger im Geschäft. Letzteres wurde noch in demselben Laden, gegenüber der Kathedrale betrieben, nur die Veränderung im Namen war eingetreten.

Nach diesem Hause in der Nähe der Kathedrale lenkten daher die Fremden ihre Schritte. Hier mußten sie eine Antwort auf ihre Nachforschungen erhalten. Von außen hatten das Haus und das Geschäft ein gediehliches Aussehen. Duvivier, ein erfahrener Kenner in solchen Sachen, betrachtete es mit beifälligem Ernst, Alles sah sauber und solide aus, augenscheinlich wurde es von jungen Leuten geleitet, denen Fleiß und Energie nicht fehlten.

Es war eine stille Tageszeit, und in dem Laden befanden sich keine Kunden. Madame Ferron saß am Zahltisch. Sie war eine hübsche Frau von sieben- oder achtundzwanzig Jahren, mit einem niedlichen, freundlichen Gesicht und glühenden, dunklen Augen.

Das Erscheinen der drei Fremden versetzte sie in begreifliches Erstaunen. Der imposante Sir John, vom Kopf bis zu Füßen ein echter, englischer Landedelmann, war keine alltägliche Erscheinung, ebensowenig Mr. Brusel mit seiner langen Nase und seinen buschigen Augenbrauen. Duvivier jedoch, mit seinem Schnurr- und Kinnbart und dem rothen Bande im Knopfloch war ohne Zweifel ein Franzose.

Zuvorkommend fragte Madame Ferron nach den Wünschen der Herren.

Monsieur Duvivier, mit dem Hute in der Hand, übernahm es, die Unterhaltung ernst, aber höflich einzuleiten.

„Wir sind in einer etwas delicaten Veranlassung hier, Madame," begann er, „es wäre vielleicht besser, wenn wir persönlich mit Ihrem Gemahl, Herrn Ferron sprechen könnten."

Ein Blick des Erstaunens folgte diesen Worten.

Welche Täuschung für die Herren: Monsieur Ferron war unglücklicherweise abwesend und wurde vor Ablauf einiger Tage nicht zurückerwartet. Madame Ferron erfreute sich jedoch des vollen Vertrauens ihres Gatten und fragte daher, ob sie nicht seine Stelle einnehmen könne.

„Gewiß!" erwiderte der frühere Bürgermeister mit seiner ernsten Höflichkeit, „nur um Ihnen vielleicht einen Schmerz zu ersparen, haben wir nach Monsieur Ferron gefragt."

„Einen Schmerz?" rief Frau Ferron erregt aus. „Mein Gott, sollte Alcide etwas zugestoßen sein? O nein, wie furchtsam bin ich doch, dann hätten Sie nicht nach meinem Manne gefragt."

„Erregen Sie sich nicht," fuhr Monsieur Duvivier fort, „wir bringen keine schlimmen Nachrichten über Monsieur Ferron. Wir haben vielleicht überhaupt keine schlimmen Neuigkeiten, ich fragte nur aus Rücksicht, und weil wir nicht wünschen, Sie unnöthigerweise aufzuregen."

„Um was handelt es sich denn?" fragte die Französin, noch immer verwundert, und blickte bald Duvivier, bald den Baron und den Detectiv an.

„Wir haben wenige, einfache Fragen zu stellen," sagte der Bürgermeister. „Wollen Sie die Güte haben, Madame, sie zu beantworten? Sie betreffen Ihre Familie, vor Allem aber muß ich Ihnen sagen, daß wir nicht aus leerer Neugierde gekommen sind. Erlauben Sie mir, zuerst mich vorzustellen. Ich bin Monsieur Emilie Duvivier, Kaufmann in Rouen. Mein Name ist Ihnen vielleicht nicht unbekannt, Ihr Herr Vater, Monsieur Bertin, der mich mit seiner Freundschaft und seinem Vertrauen beehrt, hat ihn vielleicht zuweilen erwähnt."

„Gewiß," erwiderte Madame Ferron mit liebenswürdigem Lächeln. „Ihr Name ist mir sehr wohl bekannt, er steht auch in unseren Geschäftsbüchern. Erst neulich hat Alcide davon gesprochen, die Beziehungen mit Ihrer werthen Firma, welche durch den Tod meines Vaters unterbrochen wurden wieder aufzunehmen."

Der Bürgermeister verbeugte sich.

„Ich werde stolz auf diese Ehre sein," sagte er. „Diese Herren," fuhr er fort, „sind Engländer, wie Sie ohne Zweifel bemerken. Sir John Hunter, aus den Kreisen der vornehmen Welt," fügte er vertraulich hinzu, „und Mister Brusel, sein und mein Freund."

Madame Ferron verbeugte sich tief. Die Erwähnung der hohen Stellung des Barons hatte Eindruck gemacht.

„Womit kann ich Ihnen dienen?" fragte sie.

„Wir sind von England herüber gekommen," fuhr Monsieur Duvivier fort, „um einige Fragen an Sie zu richten: Sie können daraus auf die Wichtigkeit schließen, welche wir den Antworten beilegen, die Sie uns geben können."

„Seien Sie überzeugt, daß ich mir Vergnügen thun werde, was ich kann," erwiderte Frau Ferron, welche ahnte, daß ein wichtiger Zweck die Fremden hierhergeführt haben mußte.

„Die Nachforschungen, welche wir mit Ihrer freundlichen Hilfe anstellen wollen, beziehen sich auf Ihre Frau Schwester, Madame Courtin — denn so heißt doch Ihre Schwester, nicht wahr?"

„Madame Courtin? Allerdings!" erwiderte Frau Ferron verwundert.

„Ist — ist Madame Courtin noch — am Leben?" fragte Duvivier zögernd.

„Am Leben?" rief Madame Ferron, „Madeleine am Leben? Gewiß!"

Ganz mit dieser Frage beschäftigt, hatte die Französin den eigenthümlichen Eindruck nicht bemerkt, welchen der Name Madeleine sowie ihre Antwort auf Duvivier und seine Begleiter hervorbrachte.

Der Bürgermeister war bleich geworden. Sir John ging ruhelos hin und her und selbst Mr. Brusel zeigte einige Anzeichen von Erregung.

„Sie wissen bestimmt, daß sie am Leben ist.... und gesund?" fuhr Duvivier fort.

„Ja," erwiderte Madame Ferron mit wachsendem Erstaunen, „aber warum fragen Sie danach?"

„Entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen eine andere Frage stelle, anstatt die Ihrige zu beantworten," sagte Duvivier. „Ihre Frau Schwester, Madame Courtin, sagen Sie, ist am Leben und gesund. Befindet sie sich gegenwärtig in Tours?"

Madame Ferron blickte auf.

„Nein, mein Herr, sie ist nicht in Tours, sie hat uns vor einiger Zeit verlassen," fügte die Dame zögernd hinzu, als ob es ihr widerstrebte, von Familienangelegenheiten mit Fremden zu sprechen, welche die Veranlassung zu ihren Fragen noch nicht genügend erklärt hatten.

„Wenn sie nicht in Tours ist, befindet sich Madame Courtin dann noch in Frankreich?" fragte Duvivier beharrlich.

„Warum interessiren Sie sich so sehr für Madeleine?" sagte Madame Ferron. „Diese Herren, Ihre Freunde, kommen von England, wie Sie sagen, was haben Sie und dieselben mit meiner Schwester zu thun?"

„Ich bedauere sehr, daß ich mich für den Augenblick nicht besser aufklären kann, Madame," sagte Duvivier, äußerst bewegt, „ich muß Ihre Nachsicht in Anspruch nehmen. Ich bin ein alter Mann — alt genug, um Ihr Vater zu sein, und ich bin Ihr Landsmann. Glauben Sie mir, daß meine Beweggründe ehrlich sind; wir sind nicht Leute, welche sich aus Neugierde in die Angelegenheiten Anderer mischen."

Der Ernst des alten Franzosen verfehlte seine Wirkung nicht. Madame Ferron's Verdacht schwand etwas, und sie milderte ihre kampfbereite Haltung.

„Ich kann nicht an Ihnen zweifeln," sagte sie, „als Freund meines Vaters würden Sie nicht so grausam und unehrenhaft sein, uns auszuspioniren. Ich will Ihre Frage beantworten. Madeleine ist gegenwärtig in England —"

„Ah, in England! Haben Sie Nachrichten von ihr?" rief Duvivier.

„Gewiß; Madeleine war immer eine tüchtige Briefschreiberin."

„Und wann erhielten Sie die letzte Nachricht von ihr?"

„Erst gestern," erwiderte Madame Ferron mit vollkommener Ruhe.

Der Baron, der Detectiv und Duvivier zeigten das höchste Erstaunen.

„Gestern?" riefen sie aus.

„Gewiß, gestern!" wiederholte Madame Ferron und starrte die Fremden erstaunt an.

Sie hatte keine Ahnung von der Aufregung, welche diese unerwartete Antwort bei ihren Besuchern hervorrief. Während der Reise von London nach Frankreich war die Geschichte jenes Courtin, den Duvivier kannte, eifrig besprochen worden. Als Brusel Näheres über die militärischen Erlebnisse des Bürgermeisters erfuhr, theilte er natürlich sofort die Ueberzeugung, daß Courtin und Saint Alban dieselbe Person seien. Er hatte einige Kenntniß über Zigeuner und Zigeunerleben, und als er die Abstammung Saint Alban's erfuhr, sprach er die feste Ueberzeugung aus, daß Courtin oder Saint Alban in Wirklichkeit mit den Zigeunern an der Loire verbündet gewesen und nach seiner Ergreifung nur durch seine ungewöhnliche Gewandtheit und List entkommen war; Monsieur Duvivier hatte sich augenscheinlich täuschen lassen. Mister Brusel war zu der festen Ueberzeugung gelangt, daß sie nach Befragung der Madame Ferron aller Wahrscheinlichkeit nach dem Geheimniß von Sandbank auf den Grund kommen würden, und daß Saint Alban's französische Frau das Opfer gewesen sei. Als jetzt in ihrer Gegenwart Madame Ferron den Namen Madeleine als den ihrer Schwester genannt hatte, verwandelte sich die Vermuthung in Gewißheit, denn die Ermordete hieß Madeleine.

Ihre Enttäuschung aber, als sie nun hörten, daß noch am gestrigen Tage Nachricht von Madeleine eingetroffen sei, war kaum zu beschreiben.

„Sie haben gestern von Madame Courtin Nachricht erhalten?" rief Duvivier, als er sich von seinem Erstaunen etwas erholt hatte. „Sie haben in der That gestern einen Brief von ihr erhalten?"

„Nein, das habe ich nicht gesagt, ich sagte nur, daß ich über sie Nachricht erhalten habe."

„Von wem erhielten Sie diese Mittheilung?" fragte Duvivier gespannt.

Madame Ferron zögerte.

„Sie werden mich entschuldigen, mein Herr, aber ich halte mich nicht für berechtigt, diese Frage zu beantworten."

„Ich bitte, Madame, die Sache ist zu ernst, um Redensarten abzuwägen," sagte der alte Franzose ungestüm, nachdem er einen sprechenden Blick mit seinen Begleitern gewechselt hatte. „Ich und meine Freunde hier haben Grund zu glauben, daß Sie in Bezug auf Ihre Frau Schwester grausam getäuscht worden sind. Beantworten Sie diese Frage, ich bitte Sie ernstlich darum! Wie lange ist es her, daß Sie von Madame Courtin selbst einen Brief erhalten haben?"

Madame Ferron blickte erschreckt auf.

„Es ist — es ist viele Tage her, seit Madeleine mir selbst geschrieben hat."

„Das wußte ich!" rief Duvivier. „Mein armes Kind, bereiten Sie sich auf eine ernste Mittheilung vor. Wie ich Ihnen schon gesagt habe, sind Sie grausam getäuscht worden."

„Getäuscht? Was ist Madeleine zugestoßen? O, sagen Sie es mir, mein Herr, ich bitte Sie, lassen Sie mich nicht in solcher Spannung."

„Ihre Schwester ist todt!" murmelte Duvivier heiser.

„Todt? Ich kann es nicht glauben!"

„Sie ist ermordet worden."

Madame Ferron legte die Hände auf die Brust und stöhnte.

„Was sagen Sie, mein Herr? Es ist nicht möglich! Gewiß, Sie irren sich! Madeleine ist am Leben und wohl und glücklich, ihr Mann, welcher jetzt bei Alcide ist, hat es mir gesagt."

In diesem Augenblick trat Mister Brusel langsam und feierlich vor.

„Ich habe etwas hier," sagte er, und zog aus seiner Brusttasche ein Papier, das er entfaltete, „was allen Zweifel lösen wird. Haben Sie Muth, Madame! Seien Sie stark! Sie werden vielleicht alle Ihre Kraft nöthig haben. Sehen Sie hier! Erkennen Sie darin Ihre Schwester?"

Der Detectiv hatte eine Photographie der schönen, jungen Frau mitgebracht, welche in der Villa Rob Roy ermordet worden war. Diese Photographie war bald nach ihrem Tod angefertigt worden und Mister Brusel hatte ein Bild erhalten, das er beständig bei sich trug. Es war ein vortrefflich gelungenes Bild der Ermordeten, wie sie auf ihrem Bett gefunden worden war, mit losen Haaren und weit aufgerissenen Augen; schwarze Streifen bezeichneten die Wunden auf der linken Seite des Halses, düster erschien die Wand, von welcher die Gestalt und das Gesicht der Ermordeten sich lebhaft abhoben.

Madame Ferron starrte das Bild an.

„Es ist Madeleine, meine Schwester!" schrie sie auf und fiel bewußtlos in Duvivier's Arme, der ihr rasch näher getreten war.

31.

Als Madame Ferron sich erholt hatte, brach sie in heftiges Weinen aus, dann aber ergriff sie plötzlich eine Wuth, ein Durst nach Rache.

„Das Ungeheuer!" rief sie, „das grausame, abscheuliche Ungeheuer! O, meine arme Madeleine, meine arme, arme Schwester, Du sollst gerächt werden!"

„Wir sind gekommen, um Ihnen dabei zu helfen, mein unglückliches Kind," sagte Duvivier, „er soll der Gerechtigkeit nicht entgehen."

„Ach, und jetzt ist er mit Alcide zusammen," sagte Madame Ferron mit einem Schauder, „ich zittere bei dem bloßen Gedanken."

„Seien Sie unbesorgt um die Sicherheit Ihres Mannes! Jener Elende wird nichts gegen ihn unternehmen, dazu hat er zum Glück keinen Grund. Beruhigen Sie sich und leihen Sie uns Ihre Unterstützung! Es ist wichtig, daß wir Alles wissen, was vorgefallen ist."

„Ich bin bereit, zu sprechen," sagte Madame Ferron. „Madeleine muß gerächt werden, das ist Alles, was ich verlange!"

„Von welchem Tage war der letzte Brief, den Sie von Ihrer Schwester erhielten, datirt?" fragte Duvivier.

„Ich habe alle die Briefe von ihr oben," erwiderte Madame Ferron, „kommen Sie mit mir, Sie sollen sie sehen."

Sie ließ den Laden unter der Obhut einer Dienerin und führte ihre Besucher in einen kleinen Salon im ersten Stock, dessen Fenster auf die Straße gingen und einen prächtigen Anblick der alten Kathedrale boten. Dann nahm sie aus einem Schrank ein Packet Briefe.

„Hier sind sie alle," sagte sie, „ich habe keine Geheimnisse mehr vor Ihnen, Sie und diese Herren müssen sie lesen."

Die Herren setzten sich, und Duvivier übernahm es, die Briefe der Ermordeten laut vorzulesen.

Sie waren in zärtlichem Tone geschrieben, wie das zwischen Schwestern natürlich ist, welche sich ihre geheimsten Gedanken, ihre Hoffnungen und Befürchtungen mittheilen.

Der erste Brief war datirt vom Charing-Croß-Hotel in London, den 17. October. Er war kurz:

„Ich bin wohlbehalten angekommen, meine liebste Marianne, und fester, als je in meinem Entschluß. Du kennst besser, als irgend Jemand, meinen Geisteszustand, seitdem Monsieur Roquette uns mitgetheilt hat, er habe Charles in London gesehen. Monsieur Roquette kann sich nicht getäuscht haben, er kennt Charles zu genau. Es ist schade, daß er weiter nichts hat erfahren können, als daß Charles den Namen angenommen hat, welchen er, wie Du weißt, getragen hat, ehe er sich als Franzose naturalisiren ließ. Aber als Saint Alban werde ich ihn finden, es ist mein Schicksal, ich fühle es, mit diesem Manne noch einmal zusammenzutreffen, der mich so grausam verlassen hat. Das ungeheure London erschreckt mich, aber ich habe Muth. Das wenige Englisch, das ich in früheren, glücklicheren Tagen gelernt hatte, um Charles zu gefallen, hat mir wundervoll geholfen. Bete für mich, theuerste Schwester! Du bist so glücklich mit Deinem guten Alcide, und ich so elend!"

„Sie wünschen vielleicht zu wissen, wer der hier erwähnte Monsieur Roquette ist?" fragte Madame Ferron, die Thränen zurückdrängend. „Er ist ein Handelsreisender, der mit uns in geschäftlichen Beziehungen steht und mit diesem Ungeheuer, dem Manne meiner Schwester, wohl bekannt ist."

Monsieur Duvivier fuhr fort:

„Der zweite Brief, gleichfalls aus London, ist vom 19. October datirt. Er lautet:

„Endlich eine Nachricht, meine theuerste Marianne. O, ich hatte Recht, nicht auf Dich und Alcide zu hören. Du wünschtest, ich solle bei Euch zu Hause bleiben, und nicht mehr an ihn denken. Aber, wie konnte ich das? Wie war mir das möglich? Ich eine Frau und doch keine Frau! Er ist und bleibt mein Mann, so schlecht er auch gegen mich gehandelt hat. Würdest Du einwilligen, Dich auf solche Weise für immer von Alcide zu trennen? Nein, ich kenne Deine Natur besser. Du würdest ihn auf der ganzen Welt suchen. Ich hatte nicht so weit zu suchen, ich bin selbst noch nicht mehr, als durch eine Straße von London gekommen. Wo glaubst Du, daß ich seine Adresse fand? Nun, in einem großen, dicken Buch in rothem Einband, auf dessen Deckel gedruckt steht: „Adreßbuch von London". Ich fand seinen Namen mit sehr wenig Mühe, — und, theuerste Marianne, ich bin bis zu seinem Haus gegangen. Denke Dir, er hat sein Wort gehalten! Als er mich verließ, schwur er, er werde sein Glück machen und dann mich abholen. Ach, er kam nicht zurück, aber er hat sein Glück gemacht. Er wohnt in einem großen Hause, mit einem mächtigen Portier an der Thüre, welcher zweimal so groß ist, als Alcide. Ich kann Dir nicht sagen, wie mein Herz klopfte und zitterte, ich wagte kaum zu sprechen, denn ich erwartete jeden Augenblick die Stimme Charles' zu hören und sein Gesicht zu erblicken. Er ist von London abwesend und bringt den Herbst in einem Seebadeort, Namens Sandbank, zu, das war Alles, was ich von dem großen Manne erfahren konnte, denn natürlich wollte ich nicht sagen, wer ich sei, aus Furcht, es könne Charles mißfallen. Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß ich nach Sandbank gehe, aber ich fürchte mich ein wenig vor meinem vornehmen Herrn! Alles, was ihn umgibt, ist so großartig, wie kann ich hoffen, daß er mit mir armem Wesen zufrieden sein wird? Ich kenne ihn zu gut, als daß ich ihn inmitten seiner vornehmen Freunde überraschen möchte. Deshalb habe ich für jetzt den Namen unserer lieben, verstorbenen Mutter angenommen und werde mich ihm vorsichtig nähern. Ich kann noch nicht sagen, wohin Du Deinen nächsten Brief adressiren sollst, aber, wenn Du schreibst, so schreibe an Mademoiselle Madeleine Faure. Du wirst sehr bald von mir weitere Nachricht erhalten."

Der Brief schloß mit Ausdrücken schwesterlicher Zärtlichkeit.

Ungeduldig und mit tiefem Interesse griff Duvivier zum nächsten und letzten Brief. Mit gleicher Spannung erwarteten der Baron und Brusel die Erklärung des Geheimnisses. Der dritte Brief war von der Villa Rob Roy geschrieben und datirte vom 22. October.

(Fortsetzung folgt.)

— Unter der Ueberschrift: „Der Apfel des Paris" erzählt der „Bär" folgende kleine Hofgeschichte. Zu Lebzeiten des seligen Kaisers Wilhelm fand einst eine Theater-Aufführung seiner Urenkel in Gemeinschaft mit gleichaltrigen Kindern des Hofkreises statt. Die Bühne war klein, aber allerliebst, ein passender Schauplatz für die Leistungen der reizenden kleinen Schauspieler-Gesellschaft. Die Herrschaften, sowie andere Väter und Mütter, Onkel, Tanten und Geschwister der Darsteller hatten Ursache, Gutes zu erwarten, denn die Miniatur-Göttinnen Juno, Venus und Minerva waren von der Wichtigkeit ihrer Aufgaben ganz durchdrungen, und der kindliche Paris, dargestellt von dem Prinzen Eitel-Friedrich, zeigte eine so großartige Ruhe, daß Niemand zweifeln durfte, er sei der rechte „Mann", um mit Würde der „Schönsten" den Apfel der Eris zu reichen. Die Aufführung begann und gespannt lauschten alle Zuhörer, als der entscheidende Augenblick herankam, wo der moderne Paris den verhängnißvollen Apfel der Schönsten überreichen sollte. Welch ein stürmischer Beifall aber wurde unserem kleinen, resoluten Weiberfeinde dargebracht, als er nach einigem Besinnen ohne Rücksicht auf die Heiligkeit der uralten Mythe die Frucht verspeiste, statt durch Ueberreichung derselben an die rosenbekränzte Venus unter den Himmlischen die nöthige Zwietracht zu säen! — Hätte im grauen Alterthum der schöne Sohn des Priamus und der Hekuba gehandelt wie der Hohenzollernsprosse, so wäre den Göttinnen manches neidische Herzklopfen, mancher grausame Racheact erspart geblieben!

— Auszüglicher Vergleich. Bezirksamtmann (auf Visitation): „..Das ist wahr, liebe Leute, plagen müßt Ihr Euch schon; aber wir Beamte haben's auch nicht leicht — wir haben Kopfarbeit; die ist noch schwerer — davon versteht Ihr nichts!" — Bauer: „Ja, 's fell kenn' i' scho' auch, daß dees hart is! D'rum schutteln auch unsere Ochs'n allemal d' Köpf' wenn i' 'hna 's Joch aufleg'!"

— Unerwartete Wendung. Er (am Bahnhof zu ihr): „Im vergangenen Sommer hast Du fast jede Woche aus Carlsbad dringende Briefe um Geld an mich gerichtet; — nicht wahr, liebe Emmy, diesmal wirst Du ...." Sie (einfallend): „Telegraphiren!"

Eine theuere Cigarre.

Man schreibt aus Bayreuth: Einer der beiden Wiener Meistersinger, der zur Zeit als Stütze des Wagnertheaters hier seines Amtes waltet, wanderte unlängst von Angermanns Gasthaus fürbaß in sein Heim. Es war fast 3 Uhr Morgens, die Gassen einsam und dunkel. Da überkam unseren in der stillen Nacht einherschreitenden Sänger ein menschlich Sehnen nach einer Cigarre, bei deren Duft und sanftem Glühen er den langen Heimweg sich abkürzen wollte. Ein Blick in die sonst wohlgefüllte Cigarrentasche, sie war heute ausnahmsweise leer. Weit und breit aber keine Seele, die sein Rühren theilen und befriedigen konnte. Mit einem Mal klärten sich des Sängers Züge. Einige Schritte noch und er stand vor der Thür eines Tabakkrämers, freilich vor einer verschlossenen Thür.

Die Sehnsucht nach einem süßen Glimmstengel kennt jedoch keine Hindernisse, und so beschloß alsbald der Künstler, den Hüter der dunklen Pforte, die zu dem Cigarrenparadiese führte, zu wecken. Unglückseliger Weise erfreute sich der Pförtner eines allzugesunden Schlafes. Wiederholte Schläge an die Ladenthüre vermochten den Krämer so wenig aus seinen holden Träumen zu wecken, wie des Sängers freundliche Einladung, die er mit seines Basses Grundgewalt an den müden Schläfer richtete. Der Bayreuther unmusikalische Sohn wollte nicht erwachen. „Kommst Du nicht willig, so brauche ich Gewalt," recitirte jetzt der „Sänger-Erlkönig" und schoß gerade vor dem Schlüsselloch des Ladens einen Revolver ab, den er stets zu seinem persönlichen Schutz mit sich trug.

Dieser Weckruf verfehlte nicht seine Wirkung, oder richtiger gesagt, er verfehlte sie wieder. Denn statt des Bayreuther Krämers tauchte die Bayreuther Behörde auf in Gestalt eines um die Nachtruhe der Stadt stets besorgten Dieners der öffentlichen Ordnung, den der Schuß aus seiner Morgenruhe gerissen. Die Worte variirend, „Es soll der König mit dem Sänger gehen", ging unser citatenreicher Sänger zunächst in Gesellschaft des Polizisten weiter, um an zuständiger Stelle zu erfahren, daß er unter Berücksichtigung der außerordentlichen Milderungsumstände, welche für die Mitglieder des Bayreuther Musentempels ihre Geltung haben, für seine nächtliche Ruhestörung eine Buße von 20 Mark zu erlegen habe. Der Sänger zahlte auch den Preis für die theuerste